

I. 130.

## **Eduard Mutterer (1896-1982)**

**vermittelt durch: Maria Kottal geb. Mutterer, der Tochter, und Dirk Kottal, seinem Enkel**

### **Münstertal**

## **Die letzten Kriegstage 1945 im Münstertal**

*Eduard Mutterer, Inhaber eines Holzbetriebs in **Münstertal**, wird 1942 beauftragt, Tankholz für die 13. Flakdivision herzustellen. Ende 1944 wird Adolf Zähringer aus **Staufen** zum Bataillonskommandeur des Volkssturms für das **Münstertal, Krozingen, Staufen, Sulzburg** ernannt, Mutterer bestellt er zum Adjutanten. Nach der Bombardierung von **Staufen** im Februar 1945 wird Forstrat Woche zum Kommandanten bestimmt, dieser beruft Albert Ganter aus Staufen zu seinem Adjutanten. Mutterer soll die Kompanie aus dem Münstertal übernehmen, kommt mit der Ausbildung der Münstertaler Kompanie davon: 5 Gewehre. Sonntag, 22.4.: Er schreibt drei älteren Männern, die noch neu zum Volkssturm einberufen werden, einen getürkten Ausweis, dass sie sich ordnungsgemäß bei ihm gemeldet hätten. Bürgermeister Baron von Landenberg gibt in **Münster** eine Baracke mit Lebensmitteln der Wehrmacht für die Bevölkerung frei. Am 19 Uhr erfährt er, dass Dekan Willibald Strohmeyer von der SS verhaftet und mitgenommen wurde. Er verspricht sich einzusetzen. 23.4.: Frau Dr. Ohlmer bietet sich an, sich bei der SS für Strohmeyer opfern, wenn er mitgehe zur SS in der **Münsterhalde**. Nach Bedenkzeit lehnt er ab und geht allein entlang der verminten Straße und an den MG-Ständen vorbei. Bei Bekannten und Verwandten in der **Münsterhalde** erfährt er nicht, was mit Strohmeyer geschehen ist. Er kehrt zurück, bringt noch jugoslawische Zivilgefangene über Nacht in seinem Stollen unter. 25.4.: Schüsse von einer versprengte deutschen Einheit in der Gegend, er will auf dem Hang für den Aufklärer ein weißes Tuch ausbreiten, doch da schlagen unterhalb von **St. Trudpert** die ersten Granaten ein. Weitere folgen, ein Haus brennt. Da er Feuerwehrkommandant ist, eilt er zum Löschen. Er will bei der Kommandantur noch um Erlaubnis für eine Brandwache bitten – es ist Sperrstunde -, da fällt er einer zweiten Patrouille in die Hände. In seiner Briefftasche sind noch zwei „getürkte“ Ausweise und zwei Pistoleladestreifen. Das genügte. Man hält ihn für einen Soldaten oder Spion. Frau Stemmler vom „Spielweg“ setzt sich sehr für ein, was ihm wohl das Leben rettet. Statt Erschießen Gefangenschaft: über **Utzenfeld, Todtnau und Oberried** Marsch nach Freiburg, dann über **Kenzingen, Lahr nach Straßburg** – und dann per Zug nach **Nizza**. Lagerleiter ist ein Jude. Abgemagert landet er in einem US-Lager in **Marseille**, wird aufgepäppelt und schließlich am 24. Februar 1946 in **Tuttlingen** entlassen.*

Es war im Jahre 1942, als ich von einer Dienststelle aus Berlin einen Blauen Brief erhielt, mit der Auflage: „*Sie haben ab sofort Ihren Betrieb zur Herstellung von Tankholz umzustellen, um die 13. Flakdivision und andere Einheiten mit Tankholz zu versorgen.*“ Die Umstellung fiel mir nicht allzu schwer, brauchte ich doch zunächst keine Maschinen anzuschaffen, sondern nur sieben Spaltklötze und sieben Hackbeile. Das Tankholz wurde nämlich von Hand gespalten. Die Zuteilung des Holzes erfolgte über die Forstämter Staufen I und II, die auch die Abfuhr übernahmen.

Als im Spätjahr 1944 der Volkssturm ins Leben gerufen wurde, meines Wissens von dem damaligen Propagandaminister Goebbels, wurde für einen Teil des ehemaligen Bezirksamtes

Staufen (der Amtsbezirk wurde ja 1934 aufgelöst) Adolf Zähringer aus Staufen als Bataillonskommandeur eingesetzt – und zwar für die Orte Bad Krozingen, Staufen, Unter- und Obermünstertal, Sulzburg und noch einige weitere Orte.

Diese Einsetzung erfolgte durch Gauleiter Wagner, obwohl Adolf Zähringer nie der Partei angehörte und dieses auch bei seiner Berufung zum Ausdruck brachte. Meine Wenigkeit bestellte er zum Adjutanten. Wir vereinbarten in einer vertraulichen Aussprache, dass wir unsere Aufgabe, der wir ja nicht entrinnen konnten, unter das Motto stellen *„Wie retten wir unsere Heimat und deren Bewohner und wie retten wir uns selbst?“*

Als im Februar 1945 die Stadt Staufen zerbombt wurde und dabei auch das Wohn- und Geschäftshaus von Adolf Zähringer in Mitleidenschaft gezogen wurde, konnte sich dieser von seinem Posten befreien lassen. Zu seinem Nachfolger wurde Forstrat Woche bestimmt. Dieser wiederum berief Albert Ganter aus Staufen zu seinem Adjutanten. Ich selbst sollte die Volkssturmkompanie des Münstertales übernehmen. Dieses lehnte ich ab mit dem Hinweis, dass wir ja einen Kompanieführer in der Person von Forstwart Schneider haben. In einem Telefongespräch versuchte ich Forstrat Woche klar zu machen, dass Schneider sicherlich die Fähigkeiten haben würde, die Kompanie des Münstertals zu führen, Schneider hatte ja noch aktiv gedient.

Stattdessen wurde mir von Woche die Ausbildung der Münstertäler Kompanie übertragen. Dieser Verfügung musste ich mich beugen. Diese „Ausbildung“ war sehr bescheiden, standen uns doch ganze fünf Gewehre zur Verfügung.

Am Sonntag, den 22. April 1945 hatte Pfarrer und Dekan Willibald Strohmeyer seiner Predigt die Worte zu Grunde gelegt: *„Noch eine kleine Weile, und Ihr werdet mich nicht mehr sehen, und wieder eine kleine Weile und Ihr werdet mich wieder sehen.“* Ich selbst besuchte mit meiner Frau an diesem Sonntag die Frühmesse um 6:30 Uhr.

Etwa um 9 Uhr kamen drei ältere Männer aus dem Münstertal zu mir. Sie hatten Tränen in den Augen. Ausgerüstet waren sie so: Der eine mit einem Militärornister aus dem Ersten Weltkrieg, der zweite mit einem Rucksack, der dritte mit einem alten Schulranzen. In ihren Gepäckstücken hatten sie ein paar Habseligkeiten verpackt. Sie berichteten mir, dass sie einen Gestellungsbefehl erhalten hätten und sich heute noch in Schweighof beim Volkssturm zu melden haben. Mit diesem Befehl hatte ich selbst nichts zu tun, obwohl ich ja zum Ausbilder berufen war. Aus diesem Grund antwortete ich ihnen: *„Was soll denn dieser Unsinn noch? Jedes Kind weiß und verspürt doch, dass wir kurz vor dem Ende dieses Wahnsinnskrieges stehen! – Geht heim!“* Sie aber antworteten mir: *„Wir können doch nicht heim, wenn uns die SS erwischt, werden wir erschossen!“* - so sehr steckte die Angst vor der SS diesen achtbaren Männern in den Knochen!

Mir aber kam ein Gedanke. Ich schreibe diesen Männern einen Ausweis, obwohl ich hierzu keinerlei Berechtigung hatte. Der Ausweis lautete folgendermaßen: *„Der Volkssturmmann ..... hat sich*

heute, den 22. April 1945, ordnungsgemäß bei mir gemeldet und steht einem weiteren Einsatz zur Verfügung.“ Als Stempel verwendete ich denjenigen der Kriegerkameradschaft und verdrehte ihn so geschickt, dass die Randschrift nicht mehr lesbar, das Hakenkreuz in der Mitte aber gut sichtbar war. Unterschrieben habe ich das Ganze mit meinem vollen Namen. Mit diesen Ausweisen zogen die drei Männer: Stefan Gutmann, Otto Wiesler und Emil Harter wieder heimwärts. Allerdings empfahl ich ihnen, die Landstraße zu meiden und über die Berge nach Hause zu gehen.

Am selben Tag wurde ich um die Mittagszeit vom damaligen Bürgermeister Baron von Landenberg angerufen. Er teilte mir mit, dass im Münster eine Baracke mit Lebensmitteln der Wehrmacht stehe, deren Zahlmeister sich mit seinen Männern bereits abgesetzt hat. Der Bürgermeister meinte, dass man diese Lebensmittel an die Bevölkerung verteilen könnte und ich ihm behilflich sein sollte. Hierzu erklärte ich mich sofort bereit. So verteilten wir bereits ab 14 Uhr die Lebensmittel der vollgepfropften Baracke, angefangen von Zentnern von Bonbons, Edamer-Käse, Knäckebrot und allem, was dazwischen liegt, bis zum Dörrgemüse, an die Bevölkerung, soweit diese in der kurzen Zeit benachrichtigt werden konnte.

Von der Verhaftung bzw. von dem Überfall auf den Pfarrhof von St. Trudpert und der Festnahme von Pfarrer und Dekan Willibald Strohmeyer wusste zu dieser Zeit im Münstertal niemand etwas.

Am Abend desselben Tages, etwa gegen Uhr, kam Fräulein Julie, die Schwester des Pfarrherrn, mit Vikar Sieber zu mir in die Wohnung. Sie unterrichteten mich von dem Geschehen im Pfarrhaus. Die Nachricht schockierte mich dermaßen, dass ich kaum Worte fand, um die Schwester Julie zu trösten, die in Tränen ausgebrochen war. Ich glaubte sie zu beruhigen, indem ich ihr sagte, dass sich ihr Bruder ja nichts hat zu schulden kommen lassen. Meiner Meinung nach hätte die SS nämlich ihren Bruder wieder laufen lassen müssen, denn ich konnte nicht glauben, dass man einem unschuldigen Menschen etwas antun kann. Deswegen versprach ich auch, alles daran zu setzen, um etwas über den Verbleib unseres Pfarrers zu erfahren – wie, wusste ich in dem Moment aber selbst auch nicht.

Am anderen Tag, dem 23. April 1945, morgens gegen 9 Uhr, kam Frau Dr. Ohlmer zu mir. Aufgeregt berichtete sie mir: *„Sie werden ja gehört haben, dass die SS von der Münsterhalde den Pfarrherrn Strohmeyer abgeholt und verhaftet hat. Selbst bin ich zwar evangelisch, habe aber Pfarrer Strohmeyer lieb gewonnen, weil ich feststellen durfte, wie er sich beim Hinscheiden meines Vaters, der als pensionierter Rektor im Münstertal wohnte, bemüht hat. Ich würde mich als Frau und Mutter von fünf Kindern für Pfarrer Strohmeyer opfern. Wir wollen doch der SS einmal in das Genick steigen, aber Sie müssten mit mir gehen!“* Ich bat Frau Dr. Ohlmer, mir bis zum nächsten Morgen Zeit zu lassen, denn ich wollte mir das genau überlegen.

Mein erster Gang am folgenden Tag führte mich zu Frau Dr. Ohlmer, um ihr die versprochene Antwort auf ihren Vorschlag zu geben. *„Frau Dr., so wie Sie sich das vorstellen, geht das nicht. Wenn wir beide in die Münsterhalde gehen und der SS ins Genick steigen wollen, passiert folgendes: Sie werden als Frau und Mutter von fünf Kindern zum Teufel gejagt, und ich werde an die Wand gestellt! Ich verspreche Ihnen aber eines, ich gehe heute noch in die Münsterhalde - aber ganz allein, ich will Sie nicht dabei haben.“*

Von diesem Geschehen und Vorhaben sagte ich meiner Frau zunächst aber nichts! Erst beim Mittagessen unterrichtete ich sie davon. Trotz ihrer Warnung, dass die Straße in die Münsterhalde doch vermint sei, stand mein Plan fest. Zur Vorsicht steckte ich meine englische Pistole 6,8 mm, ein Beutestück aus dem Ersten Weltkrieg ein, denn ich war fest entschlossen, mich nicht so ohne weiteres von einem SS-Mann umlegen zu lassen.

Unterwegs überlegte ich noch einmal meinen Plan, ich wollte ja unter einem ganz anderen Vorwand, von dem ich später noch berichten werde, in die Münsterhalde. Auf dem Wege kam ich zu der Überzeugung, lass die Pistole weg! Deswegen übergab ich das Schießseisen mit meinem Fahrrad zusammen zur Aufbewahrung Karl Dietsche Rotenbuck.

Ging dann zu Fuß weiter, oberhalb des Umranks verließ ich die Straße und benutzte nur noch das Straßenbord, wusste ich doch von dieser angeblichen Straßenverminung, weil ich Holzteile in der Größe von 10 - 30 cm Länge in meinem Betrieb im Auftrag der SS hatte zuschneiden müssen. Schon die nächsten paar Meter nach dem Umrang entdeckten meine Späheraugen im Güterweg, etwa 100 m oberhalb der Landstraße, zwischen Brennholzstößen versteckt, ein Maschinengewehr der SS. Etwa 50 m vor dem Rappenfelsen war eine so genannte Panzersperre: Einige Tannen lagen gefällt über der Straße - ob das wohl ein Hindernis für Panzer gewesen wäre?

Doch in diesen gefällten Tannen versteckt, war das zweite MG, besetzt von drei SS-Männern, mit Unteroffizier Wauer als Postenführer, der mich sofort anhielt und mich forsch fragte: *„Was wollen Sie hier, und wo wollen Sie hin?“* Ich erklärte ihm, dass ich in die Münsterhalde möchte, ich hätte dort selbst eine Schwägerin mit elf Kindern, bei neun von ihnen sei ich selbst Taufpate. Ihr Mann sei zum Volkssturm eingezogen und zwei Söhne im Kriegsdienst, einer davon schon vermisst. Ich wollte nun einmal nachschauen, wie es der Familie ergeht.

Im übrigen sagte ich zu Unteroffizier Wauer: *„Wir kennen uns doch! Sie wollten mir doch einmal ein Pferdegespann beschlagnahmen, das zur Holzabfuhr von Tankholz bestimmt war.“* Ich hatte bei diesem Vorfall ein Generalkommando, das im jetzigen Altersheim des Klosters St. Trudpert stationiert war, angerufen und das Geschehene geschildert. Von hier wurde sofort verfügt, dass die SS in der Münsterhalde keinerlei Recht habe, mir mein Gespann, das zur Tankholzabfuhr bestimmt war, zu beschlagnahmen. Mit dieser telefonischen Weisheit war ich dann auf die Straße gegangen: Das Pferdegespann stand schon wieder Richtung Westen. Zu Unteroffizier Wauer

sagte ich nur: „*Runter vom Wagen!*“ Und zum Pferdlenker, einem polnischen Gefangenen, der bei Wilhelm Riesterer als Knecht beschäftigt war: „*Kehrt Marsch - Holz holen!*“

Diesen Vorfall rief ich Wauer ins Gedächtnis zurück und meinte: „*Nun, ja, Sie waren als Unteroffizier und SS-Mann bemüht, Ihre Pflicht zu erfüllen und ich musste meiner Aufgabe gerecht werden.*“ Daraufhin erlaubte mir Wauer, in die Münsterhalde zu gehen, ich müsse aber bis 18 Uhr wieder zurück sein. Damit hatte ich zunächst einmal mein Ziel erreicht! Wauer warnte mich dann aber, nicht auf der Straße entlang zu gehen, da diese vermint sei. Er begleitete mich noch auf dem Holzweg, der beim Rappenfelsen rechts abzweigt, bis zu einem Schleifweg. Diesen sollte ich dann hoch gehen, oben fände ich dann einen Gehweg, der in die Münsterhalde führe.

Ich ließ mir dies alles willig erklären, obwohl ich den Weg besser kannte als Wauer. So kam ich ungeschoren bis zu meiner Schwägerin. Dieser erzählte ich, der Grund meines Kommens sei der, dass Pfarrer Strohmeyer von der SS verhaftet worden sei. Nun wollte ich von ihr wissen, ob sie diesbezüglich etwas bemerkt habe und wo Pfarrer Strohmeyer versteckt sein könnte. Meine Schwägerin und wohl auch die ganzen Münsterhaldener hatten zu dieser Stunde nicht die geringste Ahnung von dem Geschehen. Wie man später erfuhr, war Pfarrer Strohmeyer zu diesem Zeitpunkt schon längst tot, von der SS erschossen und verscharrt.

Da meine Schwägerin von alledem nichts wusste, lenkte ich, nach diesem für mich enttäuschendem Gespräch das Thema auf meinen Schwager August und fragte sie, wie es ihm wohl ergehe und ob sie etwas von ihm wisse. Sie gab mir nur eine ausweichende Antwort. In diesem Augenblick geschah es: Der August kam aus dem Schlafzimmer und trat in die gute Stube. Es war ein freudiges Begrüßen. Mir standen die Tränen in den Augen, denn ich war froh, dass er wieder bei seiner Familie war. Er erzählte mir dann von seinem Einsatz als Volkssturmmann am Oberrhein. Aschenbach, ihr Kompanieführer, hatte die Männer freigegeben, sie sollten versuchen, sich abzusetzen und die Heimat auf Umwegen zu erreichen.

Nach diesem Gespräch fragte mich mein Schwager, was er denn nun machen solle. Darauf gab ich ihm den Rat: „*August, wenn ich wüsste, dass der Krieg morgen vorbei wäre, würde ich Dir raten, versteck Dich im Haus und lass Dich bei keinem Menschen sehen!*“ Das Nebenhaus, das Gasthaus „Hirschen“, war doch das Hauptquartier der SS. „*Sollte der Krieg aber noch einige Zeit dauern, so würde ich Dir raten, setz Dich ab und versteck Dich irgendwo im Wald, nimm aber dann wenigstens die notwendige Verpflegung mit.*“

Mein Schwager blieb zu Hause – am anderen Tag war der Krieg für das Münstertal zu Ende. Die Franzosen zogen nämlich am 25. April 1945 in Münstertal ein.

Durch das Gespräch war die Zeit vorgerückt und ich musste um 18 Uhr den schon erwähnten Posten wieder passiert haben. Unterwegs kehrte ich dann aber doch noch beim

„Neuner“ an. Er bewohnte das Haus von Augustin Riesterer, war meines Wissens Österreicher und von Beruf Schreiner. Er kam ab und zu in meinen Betrieb, um sich etwas zuschneiden zu lassen. Auf diesem Weg lernten wir uns kennen.

Neuner hatte eine Tochter und man munkelte in der Münsterhalde und im Tal, dass diese ein gutes Verhältnis zu den SS-Männern habe. Aufgrund dessen vermutete ich, dass der Neuner etwas über den Verbleib von Pfarrer Strohmeyer wusste, denn ich nahm an, dass seine Tochter dem Vater vielleicht davon erzählt hat. Aber auch Neuner versicherte mir, dass er keine Ahnung habe. Ich nahm ihm das Versprechen ab, keinem Menschen von meinem Besuch und meinen Erkundigungen zu erzählen. Dies sicherte er mir auch durch Handschlag zu.

Wenige Minuten vor 18 Uhr erreichte ich den SS-Posten, der mich unbehelligt passieren ließ. Am selben Abend, nach der schon erwähnten Rückkehr aus der Münsterhalde, kamen abends, etwa gegen 21 Uhr, ca. 20 Zivilgefangene, meiner Vermutung nach Jugoslawen, zu mir. Wer sie zu mir geschickt hat, entzieht sich meinem Wissen. Die Verständigung war schwer, nur ein einziger sprach ein paar deutsche Worte. Ich fand aber bald durch seine Gesten heraus, dass sie nach einer Übernachtungsmöglichkeit suchten. Im eigenen Haus konnte ich sie nicht unterbringen wegen meiner eigenen Familie und weiteren Mietern. Da kam mir ein rettender Gedanke: Ich zeigte ihnen einen Stollen, den ich in nördlicher Richtung hinter meinem Haus, ca. 20 m lang, schon 1944 in den Berg getrieben hatte. Er war 1,80 m hoch und 1,20 m breit, mit Bohlen 25/8 cm ausgeschlagen, so dass Boden, Decke und Wände vollständig trocken waren.

Die Jugoslawen waren damit zufrieden und überglücklich, das zeigte sich an ihren Gesten. Ich brachte ihnen dann noch eine Wolledecke, mit der sie den Eingang zum Stollen zuhängen konnten, um so in etwa vor der Nachtkälte geschützt zu sein. Am anderen Morgen, dem 25. April weckte ich um 5 Uhr meine Frau und bat sie, den „armen Teufeln“ einen Kaffee zu machen, damit sie wenigstens etwas Warmes im Leib hatten, bevor sie weiter zogen. Als ich ihnen den Kaffee, etwa zehn Liter, 20 Min. nach 5 Uhr bringen wollte, waren sie schon verschwunden, wann weiß ich nicht. Vielleicht waren sie schon über alle Berge, übers Wiedenereck oder anderswo. Und trotzdem war es für mich eine Befriedigung: Ich hatte wenigstens den guten Willen, ihnen, die ja auch aus ihrer Heimat herausgerissen waren, zu helfen.

An diesem Morgen des 25. April war mein erster Gang zum Pfarrhof. Es war ein schwerer Gang für mich. Was sollte ich der Schwester Julie und den geistlichen Herren Siebert und Siegel und der Tante des Pfarrherrn sagen? Was ich ahnte und zu wissen glaubte, durfte ich ihnen nicht sagen. So berichtete ich ihnen stattdessen von meinem Besuch in der Münsterhalde und dass ich keinerlei Erfahrung über den Verbleib von Pfarrer Strohmeyer habe. Es war für mich ein bitterer Trost.

Am späten Vormittag des 25. April konnte man in den Rotten Hof, Wasen, Ziegelplatz und

vielleicht in anderen Rottenteilen, Gewehrschüsse hören, die von einer versprengten deutschen Einheit stammten, die sich im Kropbach, Saalenbach bis Dietzelbach gegen den Einmarsch der Franzosen in das Münstertal vergeblich zur Wehr setzten. Etwa ab 14 Uhr kreiste über dem Münstertal (Münster, Wasen und Hof) ein französischer Aufklärer.

Nichts Gutes ahnend, rannte ich den Berghang hinter meinem Haus etwa 200 m hoch bis zu einem Punkt, von dem ich eine gute Aussicht fast über das ganze Tal hatte. Ausgerüstet war ich mit einem weißen Bettlaken, das ich unter meiner Jacke versteckt hatte. Ich war entschlossen, getreu dem Motto, das ich seinerseits mit Herrn Zähringer vereinbart hatte, nicht auch das Münstertal noch im letzten Augenblick vor Kriegsende zerstören zu lassen.

Allerdings war dabei für mich eine gewisse Vorsicht geboten, waren in der Münsterhalde um diese Zeit immer noch die SS und sogar vereinzelt im Tal selbst, so hinter dem Haus von Hermann Pfefferle „Gasthaus Belchenblick“, einige Scharfschützen von ihnen. Einer von diesen soll angeblich noch am gleichen Tag von den Franzosen erschossen worden sein.

Ich hatte kaum meinen Beobachtungsposten auf dem Berghang bezogen, schlugen bereits die ersten Granaten unterhalb des Klosters St. Trudpert auf dem Wiesengrundstück (Gastbrühl) ein. Eine zweite Serie von Einschlägen erfolgte auf dem Gelände unterhalb des Wohnhauses von Wilhelm Gutmann, Münster. Ein weiterer Einschlag lag mitten auf der Straße vor dem Haus des Bauunternehmers Josef Pfefferle. Der letzte war zwischen dem Wohnhaus und Ökonomiegebäude von Albert Lorenz, dem Ganterschuhmacher, wie er im Volksmund genannt wurde.

Eine Stichflamme schoss gen Himmel. „Herrgott!“, entfuhr es mir, „jetzt brennt das Haus des Ganterschuhmachers“. So schnell mich die Beine trugen, rannte ich den Berg hinunter. Dabei merkte ich in meiner rechten Innentasche den Druck der Pistole, die sich noch vom vorigen Tag dort befand. Ich entfernte den Ladestreifen und warf die Pistole auf das Bett. Den Ladestreifen aber steckte ich zu einem zweiten in meine Jackentasche. In diesen Augenblick dachte ich nur an meine Kinder, damit sie mit der Pistole keine Dummheiten machen konnten. An mich selber aber dachte ich nicht.

Ich schnappte meinen Feuerwehrhelm, meine Frau versuchte mich zurückzuhalten, da jeden Moment mit dem Einmarsch der Franzosen zu rechnen war. Ich ließ mich aber nicht von meinem Plan abbringen, sondern schickte meine Söhne Hubert und Eduard ins Neuhäuser, um mit dem Martinshorn Feuealarm zu geben. Schließlich war ich als Feuerwehrkommandant, zu dem ich im Jahre 1942 ernannt worden war, dazu verpflichtet

Hätten wir diesen Brand nicht wirksam bekämpft, wer wollte ermessen, welche Ausmaße der Brand im Münster genommen hätte, zumal das nächstliegende Haus nur durch einen Weg getrennt entfernt stand. Heute noch denke ich gerne an jene Männer zurück, die mir damals bei der Brandbekämpfung zur Seite standen. An Heinrich Ruh, Otto Brandenberger,

Bernhard Birkel, Josef Pfefferle, Konstantin Stiefvater und viele, viele andere, die ich namentlich leider nicht mehr im Gedächtnis habe.

Nachdem der Brand gegen 18 Uhr wirksam bekämpft war, kam Braunstein, ein pensionierter Polizeibeamter (der anscheinend schon zu dieser Zeit im Dienst der Besatzungsmacht stand) und gab bekannt, dass ab 19 Uhr niemand mehr auf der Straße sein durfte. Nach dieser Bekanntgabe schickte ich sofort die Feuerwehrmänner, die nicht aus der Rotte Münster waren, nach Hause.

Kurze Zeit später kam eine französische Zweimann-Patrouille. Ich ordnete sofort an, dass alle Männer auf die Straße müssen. Da sich die Patrouille nur zögernd näherte, winkte ich ihnen zu. Einer der Franzosen kam direkt auf mich zu und zeigte auf meinen Feuerwehrhelm, den ich als einziger trug. Daraufhin nahm ich den Helm sofort ab, zeigte auf das Flammenzeichen und sagte: „Pompier“. Damit war mein Französisch am Ende. Der Franzose zeigte auf das Hakenkreuz, das auf die andere Seite des Stahlhelms gemalt war. Ich nahm mein Taschenmesser und kratzte das Hakenkreuz weg. „Bon“, war die Antwort des Franzosen, und sie zogen weiter, ohne uns weiter zu belästigen.

Anschließend räumten wir noch, so gut es ging, den Brandplatz auf. Nach 20 Uhr wollte auch ich nach Hause, obwohl die Leute vom Münster mich nicht gerne gehen ließen. Schließlich machte ich ihnen aber doch klar, dass ich auch nach meiner Familie sehen müsse. Der Brandherd lag ca. 20 Minuten von meinem Haus entfernt. Den halben Weg musste ich zu Fuß zurück legen, im alten Rathaus hatte ich nämlich mein Fahrrad untergestellt. Damit war ich schon bis zur Gufenbachbrücke gekommen, als mir einfiel, dass wir eigentlich eine Brandwache im Münster hätten stellen sollen. Deswegen wollte ich noch zur Kommandantur gehen und dafür um Erlaubnis bitten.

Ich drehte mein Fahrrad um und fuhr in Richtung Wasen, dem Sitz der Franzosen. Am neuen Rathaus aber fiel ich einer zweiten Patrouille in die Hände, und damit war mein Schicksal besiegelt! Damit endet auch mein Bericht über die letzten Kriegstage im Münstertal!

Fünf Wochen nach diesen dramatischen Tagen landete ich als Gefangener in Nizza. Das Gefangenenlager befand sich in alten französischen Kasernen, umgeben von Eukalyptusbäumen - also genügend frische Luft und Mittelmeer. Von der schon erwähnten zweiten Patrouille wurde ich vom Fahrrad gerissen, mein Helm landete im Straßengraben. Der erste Griff der Franzosen war nach meiner Jackentasche, in der sich meine Briefftasche befand.

Jetzt fiel mir ein, dass sich in derselben außer Papiergeld noch zwei Ausweise befanden, die ich am 22. April 1945 den Volkssturmmännern angefertigt hatte. Fünf hatte ich davon angefertigt, brauchte damals aber nur drei. Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Der zweite Griff galt der Jackentasche, in der die zwei Pistolenladestreifen steckten.

Anschließend wurde ich auf die Kommandantur gebracht, die sich in der alten Post befand.

Dort wurde auch die Briefftasche abgeliefert, allerdings ohne Papiergeld, ebenso die beiden Ladestreifen. Der mich zuerst verhörende Offizier war ein älterer, sehr freundlicher Herr, meiner Vermutung und auch der Sprache nach ein Elsässer. Er bot mir an, die Dinge aus meiner Briefftasche herauszunehmen, die ich nicht darin belassen wollte. Es zuckte mich in meinen Fingerspitzen: „*Nimm die beiden Ausweise heraus!*“

Ich tat es leider nicht. Es war mir nicht klar, ob hinter dieser freundlichen Aufforderung nicht etwas Ungutes steckte. In der Briefftasche befand sich auch ein Brief vom damaligen Ortsgruppenleiter Rümmele, den ich heute noch besitze, außerdem mein Ausweis der Freiwilligen Feuerwehr mit Passbild.

Ich wurde dann in die Scheune der alten Post gesperrt. Dort saßen schon zwei gefangene Soldaten. Kurze Zeit später wurde auch Bürgermeister Baron von Landenberg eingeliefert. Im Flüsterton berichtete er mir, dass er in seiner Wohnung verhaftet worden sei, weil angeblich eine Frau nach 19 Uhr, trotz Ausgehverbot, beim Milchholen erwischt worden ist. Ich vermutete damals und auch heute noch, dass Verrat im Spiel war.

Während der nächsten Stunden wurden noch zwanzig Männer, Zivillisten aus den Rotten Hof und Wasen, dabei meist ältere Männer, eingeliefert. Von einem Offizier wurde diesen Männern eröffnet, dass sie als Geiseln geholt wurden. Für den Fall, dass ein Soldat aus dem Hinterhalt in der Nacht erschossen würde, sollten fünf Geiseln, bei einem Unteroffizier zehn Geiseln und bei einem Offizier 20 Geiseln erschossen sowie ein Teil der Ortschaft niedergebrannt werden.

Die Gefühle der Männer bei dieser Botschaft kann man sich gut vorstellen, denn wer konnte ermessen, was die SS, die zu dieser Zeit immer noch in der Münsterhalde war, noch hätte anstellen können. In dieser Nacht wird wohl keiner ein Auge zugemacht haben! Doch es geschah nichts. Gegen 8 Uhr am anderen Morgen wurden die 20 Geiseln entlassen, mit der Auflage, dass die Brücke in der Rotte Hof, die von der Wehrmacht gesprengt worden war, bis zum Abend wieder provisorisch in Ordnung gebracht werden müsse.

Als auch ich an der Reihe war, wie die 20 anderen die Scheune zu verlassen, wurde ich von dem Offizier zurückgehalten, ebenso auch Baron von Landenberg und die anderen Soldaten. Wenig später wurde ich in den „Löwen“ gebracht, dem Quartier der Offiziere, und dort verhört. Der mich verhörende Offizier sagte zu mir: „*Sie Soldat?*“ Als ich dies verneinte, hatte ich einen wuchtigen Faustschlag im Gesicht. Die zweite Frage: „*Sie Soldat?*“ und wieder meine Verneinung, wurde ebenfalls mit einem Faustschlag quittiert. Beim dritten Mal sagte er nur noch: „*Sie Spion*“, und wieder hatte ich einen Faustschlag im Gesicht.

Ob diese Faustschläge in das Gesicht eines wehrlosen Mannes einem Offizier der „Grand Nation“ würdig waren, vermag ich nicht zu beurteilen. Natürlich habe ich diese Behandlung längst verziehen, nicht aber vergessen. Noch am gleichen Tag wurden wir im Gänsemarsch über das Wiedener Eck

transportiert. Das Bergwerk Wieden war die nächste Übernachtungsstation. Am 27 April wurden wir nur bis Utzenfeld befördert.

Die Kommandantur wurde am 26. April vom „Löwen“ in Untermünstertal in den „Spielweg“ im oberen Münstertal verlegt. Dort wurde Frau Stemmler (die Wirtin) von einem Offizier, der mich verhört hatte, mein Ausweis als Wehrführer der Feuerwehr mit Passbild gezeigt. Sie wurde gefragt: „*Kennen Sie diesen Mann?*“ Frau Stemmler bejahte diese Frage mit einer Gegenfrage: „*Was ist mit diesem Mann?*“ Darauf die Antwort: „*Der Mann wird erschossen!*“ Frau Stemmler antwortet folgendes: „Wenn Sie diesen Mann erschießen, begehen sie vielleicht das größte Unrecht, das Sie je in Ihrem Leben begangen haben!“ Sie erklärte dem Offizier auch warum.

Darauf wurden die beiden ehemaligen französischen Gefangenen, die im „Spielweg“ schon fast eine zweite Heimat gefunden hatten, zu Rate gezogen. Diese bestätigten dem verhörenden Offizier, dass das, was Frau Stemmler sagte, die Wahrheit sei.. Darauf die Antwort des Franzosen: „Gut, aber der Mann wandert in Gefangenschaft.“ Meine Briefftasche wurde im „Spielweg“ zurückgelassen, erst dadurch erfuhr meine Frau, was nach dem Brandlöschen mit mir geschehen war.

Dies alles berichtete mir Herr Stemmler, der, obwohl er von seinem Kriegsdienst schon zu Hause war, doch noch in Gefangenschaft geriet und den ich in der Polizeikaserne in Freiburg traf. Nach Freiburg kamen wir von Utzenfeld über Todtnau und Oberried in einem Tagesmarsch. In Utzenfeld waren wir schon einige hundert Gefangene, ein großer Teil davon Zivilisten.

Man muss sich einmal den Mut von Frau Stemmler vorstellen, mit dem sie einem Offizier der Siegermächte begegnete. Hätte sie nur auf die Frage des Offiziers: „*Kennen Sie den Mann?*“ mit der Achsel gezuckt, wäre es um mich geschehen gewesen. Ich weiß, dass ich Frau Stemmler verdanke, dass ich nicht erschossen wurde. Ich habe diese mutige Tat nicht vergessen, bis heute nicht, nach mehr als 30 Jahren, und werde es auch nicht, solange ich lebe.

Beim Antreten auf der Straße, Richtung Freiburg wurde mir von einem Marokkaner mein Ehering vom Finger gerissen. Nach seinen Gesten zu schließen hätte er meinen Finger abgebissen, wenn er den Ring nicht vom Finger bekommen hätte. Nur wenige Sekunden später, als ich den Vorfall melden wollte, war der Dieb spurlos verschwunden. Nach dem Bericht von Herrn Stemmler kam mir der Gedanke, jetzt wäre die Gelegenheit geboten, irgendwie zu verschwinden. Die Möglichkeit dazu war nicht ungünstig, da ziemlich viele Zivilisten und Rotkreuzhelfer ein und aus gingen, um uns mit Lebensmitteln zu versorgen.

Meinen Plan vertraute ich einem bekannten gefangenen Soldaten an, der um diese Zeit

schon eine gewisse Funktion bei der Besatzungsmacht hatte. Dieser riet mir von meinem Vorhaben ab, da er ganz genau wisse, dass wir, die Zivilisten, in Kürze entlassen werden, spätestens in Kehl, sogar mit regulären Entlassungspapieren.

So begann für mich am 1. Mai der Drei-Tage-Marsch nach Kehl. Die Zwischenstationen waren Kenzingen und Lahr. In Kenzingen brachte man uns in einer Kistenfabrik unter, von dort aus gelang es August Gutmann, Pius Ortlieb, Johann Schneider und einem Grießheimer, die sich versteckten, danach auf Umwegen die Heimat wieder zu erreichen. Oh, glückliche Menschen!

In Kehl mussten wir vom 3. auf den 4. Mai auf freiem Gelände übernachten, das mit Stacheldraht und einem starken Postenaufgebot abgesichert war. Von einer angeblichen Entlassung der Zivilisten (50% der Gefangenen) war keine Rede mehr. In der Morgenfrühe wurden wir mit Lebensmitteln aus Heeresbeständen der ehemaligen deutschen Wehrmacht, versorgt. Dann ging es über den Rhein nach Straßburg. Dort wurden wir teils in offene, teils in geschlossene Güterwagen verladen.

Drei Tage später landeten wir in Opagne und wurden in einer Zeppelinhalle, die angeblich von ehemaligen Gefangenen des Ersten Weltkrieges erbaut worden sein soll, untergebracht. Der Kommandant war ein älterer, freundlicher französischer Offizier. Beim morgendlichen Appell ließ er uns nicht in Reih und Glied antreten, sondern wir standen in einem großen Haufen um ihn herum, damit wir seine Anweisungen in gebrochenem Deutsch besser verstehen konnten.

Etwa vier Wochen später landeten wir in Nizza. Hier änderte sich das Bild - der Kommandant war ein Jude. Ich möchte jetzt nicht berichten von den seelischen und körperlichen Leiden, den bitteren Vorwürfen, die ich mir selbst machte. Am 24. Dezember wurde ich mit noch sieben Leidensgenossen wegen Unterernährung, (von 144 Pfund waren noch ganze 100 geblieben) nach Marseille in ein amerikanisches Lager gebracht. Eigentlich sollte ich schon früher dorthin gebracht werden, war aber von Fieber geschüttelt und damit transportunfähig.

In Marseille wurden wir aufgrund amerikanischer Hilfe körperlich wieder aufgebaut. Ungefähr am 18. oder 19. Februar 1946 wurde das Lager in Marseille aufgelöst und wir in nordwestlicher Richtung abtransportiert. Nach einem Zwischenlager, das in der Nähe von Paris gelegen haben muss, wurden wir in der Nacht zum 23/24. Februar nach Straßburg und wieder über den Rhein gebracht. Am selben Tag landeten wir in Tuttlingen. Das Quartier befand sich in Gottes freier Natur, bis zum Morgengrauen lagen auf uns und dem eingezäunten Gelände 5 cm Neuschnee.

Der Mensch kann viel ertragen, besonders wenn er ahnt, dass die Stunde der Freiheit schlägt, und die war für uns am Morgen des 25. Februar angebrochen. Nach einer nochmaligen Kontrolle aus Angst, einen SS-Mann zu entlassen, war für uns endlich die Stunde der Freiheit gekommen. Ein erhabenes Gefühl, frei zu sein und doch bedrückte mich ein bitterer Nachgeschmack. Ich schämte mich vor mir

selber, dass mir diese Gefangenschaft zustoßen musste und meine Familie zehn Monate ohne Ernährer war.

In Bad Krozingen kamen wir etwa um 14 Uhr an. Mit mir stieg noch ein Leidensgenosse aus Sulzburg aus dem Zug. Wir kannten uns zuvor nicht, und wir mussten von hier den Heimweg zu Fuß zurücklegen. Ich hatte mir fest vorgenommen, nicht vor Dunkelheit nach Hause zu gehen, ich wollte von niemandem gesehen werden.

In Staufen, oberhalb dem Anwesen Wehrle, trennte ich mich von meinem Weggefährten aus Sulzburg, seinen Namen weiß ich leider nicht mehr. Auf dem Platz der ehemaligen Brauerei Riesterer, die bei dem Bombenangriff auf Staufen zerstört wurde, waren einige Staufener mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Beim Vorbeigehen hörte ich noch, wie einer der Männer den Sulzburger fragte: *„Wer war das, der mit Dir gekommen ist?“* Er antwortete: *„Ich kenne ihn auch nicht näher, wir haben uns erst in Krozingen getroffen, ich glaube, er ist aus dem Münstertal und heißt Mutterer.“*

Sogleich hörte ich hinter mir meinen Namen rufen. Ich tat, als würde ich es nicht hören, wurde aber ein zweites Mal gerufen und blieb daraufhin stehen. Der Rufer war Herr Schladerer, der mich freudig begrüßte und mich fragte, wohin ich wolle. Ich erklärte ihm, dass ich meinen Bruder aufsuchen möchte, der im Weiherweg wohnt, da ich tagsüber nicht nach Hause wollte. Herr Schladerer bot mir an, seinen Fahrer Walz um 20 Uhr vorbeizuschicken, um mich heimzubringen. Ich danke heute noch Herrn Schladerer für den mir erwiesenen Liebesdienst.

Damit landete ich abends wieder glücklich im Kreis meiner Familie.

***Eduard Mutterer***